

Gerben Hellinga, *Dollars*





Gerben Hellinga

# **DOLLARS**

**Sid Stefan in Amsterdam**

Aus dem Niederländischen  
von Hanni Ehlers

Alexander Verlag Berlin

Die Übersetzung wurde von der Foundation for the Production and Translation of Dutch Literature gefördert. ([www.nlpvf.nl](http://www.nlpvf.nl))



Die holländische Originalausgabe erschien 1966 unter dem Titel *Dollars*.

© 1966 by Gerben Hellinga

© für diese Ausgabe by Alexander Verlag Berlin 2010

Alexander Wewerka, Postfach 19 18 24, D-14008 Berlin

[info@alexander-verlag.com](mailto:info@alexander-verlag.com)

[www.alexander-verlag.com](http://www.alexander-verlag.com)

Umschlaggestaltung Antje Wewerka unter Verwendung eines Stadtplans vom Amsterdam. Der Verlag dankt der OBA (Openbare Bibliotheek Amsterdam) und Remco de Kruijff.

Die Reproduktion des Stadtplans auf den Umschlaginnenseiten erfolgt mit freundlicher Genehmigung durch das Stadsarchief Amsterdam.

[www.stadsarchief.amsterdam.nl](http://www.stadsarchief.amsterdam.nl)

Redaktion/Lektorat: Christin Heinrichs

Alle Rechte vorbehalten. Jede Form der – auch auszugsweisen – Wiedergabe ist nur mit schriftlicher Genehmigung durch den Verlag gestattet.

Druck und Bindung: Interpress, Budapest

ISBN 978-3-89581-218-7

Printed in Hungary (March) 2010

# 1

Nachdem uns eine Bodenstewardess mit aufgesetztem Lächeln zu einem gläsernen Ausgang geleitet hatte, mußten wir noch geraume Zeit auf den Bus warten, der uns zum Flugzeug bringen sollte. Leute, die auf irgendwas warten müssen, mustern gern die anderen um sich herum, habe ich festgestellt. Ich mache das auch immer. Abwesend ließ ich den Blick über meine Mitreisenden schweifen und sie über mich und einander. Es war warm. In Glasbauten bleibt immer so eine müde, alte Wärme hängen, wenn lange die Sonne darauf geschienen hat. Die nordische Septembersonne stand schon wieder tief am wolkenlosen, babyblauen Himmel. Sie spiegelte sich in den silbernen Flugzeugen, die friedlich nebeneinander schiefen.

Ich glaube, es fliegen immer die gleichen Leute mit. Der dunkelhäutige Mann mit rosa Turban zum Beispiel. Und die vier in Zellophan verpackten amerikanischen Touristen mit nahtloser Brille und künstlichem Gebiß, deren Ältester meist Parkinson hat. Auch die zwei gut rasierten jungen deutschen Geschäftsmänner mit Ansatz zu Speckfalten im Nacken fehlen nie, genauso wenig wie die hübsche junge Frau, die ihre verweinten Augen hinter einer Sonnenbrille zu verbergen versucht, und der schmierige Typ mittleren Alters, der sie anquatscht. Immer ist ...

Mit einem Mal wurde mir bewußt, daß ich mich schon viel zu lange in die dunklen Augen eines italienischen Mannequins versenkt hatte, das ein Stück weiter weg mit einigen tuschelnden Kolleginnen zusammenstand. Fünf Köpfchen mit glattem, schwarzem Haar, fünf in Pastellfarben gehüllte, spindeldürre Leiber auf zehn langen Stelzen. Perfekt geschminkt, perfekt gekleidet, die richtigen Taschen, die richtigen Schuhe, Schals, Gürtel, Portemonnaies, Feuerzeuge ... Männer.

Die meisten Männer stehen nicht auf Mannequins. Sie sind ihnen zu unabhängig und zu dünn, und daß sie so perfekt gebaut sind, macht ihnen Angst. Mir nicht. Ich mag diese Perfektion. Auf mich üben die in den Versuchsküchen der großen Modeblätter gekochten und gebackenen Frauen eine gewaltige Anziehungskraft aus.

Erst Minuten später registrierte ich, daß ich immer noch nicht aus den Tiefen dieser Augen aufgetaucht war, und jetzt schauten alle fünf Mädchen amüsiert zu mir herüber. Ich wandte mich rasch ab und bemerkte dabei, daß nicht nur sie, sondern sämtliche Mitreisenden mich angafften. Hatte ich etwa laut vor mich hin geredet? Ich tat, als starnte ich gedankenverloren auf das leere, weiße Rollfeld hinaus, und betrachtete mein Spiegelbild in der Glastür.

Kein Wunder eigentlich, daß alle guckten, ich fiel schon ein bißchen aus dem Rahmen.

Erstens bin ich groß, größer als die meisten anderen. Sogar in Schweden war ich aufgefallen. Ferner habe ich fast silberblondes, ziemlich wild wucherndes Haar, das mir in die Stirn fällt und im Nacken meistens viel zu lang ist. Meine Augen sind im Gegensatz zu den hellen Haaren pechschwarz. Mein Gesicht – zu der Zeit rostbraun gebrannt – ist hager und knochig, die Nase schmal, das Kinn spitz. Nicht schön vielleicht, aber allem Anschein nach nicht unattraktiv. Dazu ein muskulöser, schlanker, gestählter Körper. Damals jedenfalls, nach sechs Monaten als Holzfäller.

Ich trug verwaschene Bluejeans, ein schwarz-rot kariertes Holzfällerhemd und derbe Nagelschuhe. In einem alten Lederbeutel über der Schulter trug ich mein gesamtes Gepäck: Zahnbürste, Pullover, Rasierapparat. *Travelling light*. Plus zehntausend schwedische Kronen in der Brieftasche.

Ich schnitt in der Glastür ein Gesicht wie Jack Palance und

wie Kirk Douglas – Peter O’Toole kannte ich damals noch nicht –, fand aber, daß mein eigenes Gesicht doch am besten zu mir paßte. Meine äußere Schale war nicht übel, der Meinung waren offenbar auch die fünf Mannequins und die ganzen anderen Leute, aber sie wußten nicht, wie es von innen aussah ...

Mit leisem Trällern teilte uns eine Frauenstimme über Lautsprecher mit, daß es losging, und endlich schnurrte ein blauer Bus vor. Beim Einsteigen sorgte ich dafür, daß ich neben den Mannequins zu stehen kam, die aber hochmütig schweigend aus dem Fenster schauten – vielleicht fürchteten sie, ich könnte Italienisch. Zu Recht.

Auf dem Fallreep, der Landungsbrücke – wie nennt man das noch beim Flugzeug, man kann ja schwerlich von einer Landungsbrücke sprechen, wenn man gleich vom Boden abhebt, oder? – stand eine entzückende rothaarige Stewardess, die den Beweis dafür antrat, daß das Fliegen allemal seinen Preis wert ist. Sie hatte zartrosa Lippen, perlweiße Zähne, himmelblaue Augen – ach, das Ideal meiner Jünglingsträume. Ihre Uniform saß wie angegossen und verriet eine verheißungsvolle Figur.

Entrückt ging ich weiter. Gerade weil ich sechs Monate lang keine Frau gehabt hatte, war ich zu dem Zeitpunkt von Frauen besessen. Ich versuchte, neben eines der Mannequins zu gelangen, doch die saßen alle in einer Reihe nebeneinander, wie die Hühner auf der Stange, drei auf der einen und zwei auf der anderen Seite des Mittelgangs. So mußte ich mich mit einem Sitz in der Reihe hinter ihnen begnügen, neben einem Typen, der mir unter Garantie die Reise verderben würde. Während er sich mühte, seinen Sicherheitsgurt festzuzschnallen, schmatzte er nervös mit der Zunge, und Leute, die solche Laute von sich geben, machen mich wahnsinnig. Dem *Oggi* auf seinem Schoß nach zu urteilen, war er Italiener, mit lila Leichtgewichtanzug,

viel Gold im Mund, dunkler Brille auf der Nase und jeder Menge Brillantine im Haar. Angewidert und der Verzweiflung nahe, wandte ich mich von ihm ab und konzentrierte mich auf die reizende Stewardess, die mit Kaugummi und Süßigkeiten herumging. Ich nehme sonst nie was von dem Zeug, aber ihr zuliebe war ich zu allem bereit. Während ich ein Fruchtbonbon von ihrem Schälchen nahm, schickte ich ihr eine flammende Liebeserklärung. Sie lächelte und wurde rot. Ich spürte, wie in meiner Magengegend etwas zu kribbeln begann.

*Take off.* Adieu, Schweden, Land der endlosen Wälder, die ich zu fällen geholfen, und der blonden Schönheiten, die ich nie zu Gesicht bekommen hatte. Vor genau sechs Monaten war ich dort angekommen, um Arbeit zu suchen, und hatte gleich am ersten Tag als Holzfäller anfangen können. Irgendwo jwd, im tiefsten Forst, wo nur noch Hirsche, Holzfäller und Trolle lebten. Dort hatte ich gelernt, Bäume zu fällen, Schwedisch zu sprechen und selbstgebrannten Schnaps zu trinken.

Und ich hatte mehr als zehntausend Kronen gespart. Vor zwei Tagen war mein Vertrag ausgelaufen, vor einem Tag war ich wieder in Stockholm angekommen, und nun saß ich also im Flieger nach Amsterdam. Warum? Was hatte ich dort zu suchen? Tja, aber was irgendwo anders?

Ich schloß die Augen und stöhnte unterdrückt. Nicht, weil ich mich selbst bemitleidete, sondern einfach so. Als ich die Augen wieder aufmachte, sah ich, daß eines der Mannequins sich zu mir umgedreht hatte. Ich warf ihr ein Lächeln zu, das sie kühl fallen ließ. Dann eben nicht. Inzwischen waren wir in der Luft, was den Mann neben mir aber nicht daran hinderte, weiterzuschmatzen. Ich hätte ihm am liebsten eine reingehauen. Um wenigstens etwas zu tun, machte ich mich in meinem Sitz breit und rammte ihm ganz aus Versehen den Ellbo-

gen in den Magen. Das fand er gar nicht witzig. Unter seiner Sonnenbrille hervor funkelte er mich wütend an und rückte so weit wie möglich von mir weg. Aber sein Schmatzen ließ nicht nach.

Ich hörte, daß hinter mir mit Tassen und Tellern rumort wurde, und vermutete, daß die süße Stewardess sich und uns mit einem Teegedeck zu beschäftigen gedachte. Ich tippte, woraus es bestehen würde. Tee natürlich, und dazu ein Plastik-Kokosplätzchen und ein Schaumgummi-Mohrenkopf. Hilfsbereit wurde der Klapp Tisch vor mir runtergeklappt, und ich schaute auf. Falsch. Keine Kokosplätzchen und keine Mohrenköpfe.

Sondern Jeanette.

Im ersten Augenblick starrten wir einander völlig baff an, dann sagten wir gleichzeitig: »Jeanette!« – »Sid!«

Eigentlich heiße ich ja anders, aber alle nennen mich so. Ich wollte mich erheben, wurde aber durch den Klapp Tisch daran gehindert.

»Bleib sitzen«, flüsterte sie, »ich darf dich hier sowieso nicht küssen. Wie schön, Sid, wir haben uns so lange nicht gesehen.«

Ich suchte fieberhaft nach einer passenden Erwiderung, aber mir fiel nichts ein. In solchen Fällen schalte ich immer sehr schwerfällig.

»Wie geht es dir?« fragte ich dann eben und kam mir ziemlich blöde vor.

»Hör mal, ich komme gleich auf ein Schwätzchen. Zuerst muß ich den Tee austeilen, dann habe ich Zeit.« Sie berührte flüchtig meine Schulter, drehte sich um und schwankte durch den engen Gang davon. Ich schaute ihrem schmalen Rücken nach, dachte an den ranken Körper unter ihrer Stewardessenuniform und versank in Erinnerungen.

Jeanette war ein halbes Jahr lang meine Freundin gewesen.

Bis ich Annette kennengelernt hatte und wir uns trennten. Ganz problemlos und ohne Streit, genauso wie wir zusammengelebt hatten. Es hatte einfach gut zwischen uns funktioniert. Aber ansonsten ... Sie war ein ziemlich wildes Mädchen gewesen, aus gutem Hause, aber mit vielen üblen Bekanntschaften. Nach unserer Trennung war sie Stewardess geworden. Weil sie mal was anderes wollte, wie sie sagte. Wir waren Freunde geblieben, auch nachdem ich geheiratet hatte. Obwohl Annette nicht mit ihr konnte. Jeanette und Annette, allein schon die Namen bereiteten Schwierigkeiten.

Aber dann kam der Knast. Genau drei Jahre war das jetzt her, und wir hatten uns seitdem nicht mehr gesehen.

Ein liebes Mädchen, diese Jeanette, ein bißchen verrückt und ein bißchen zügellos. Sie hatte mich damals am laufenden Band betrogen, aber ich war, ehrlich gesagt, auch kein Waisenknaabe. Trotzdem war sie anhänglich gewesen und im Grunde sehr einsam. Sie konnte tage- und nächtelang durchmachen, aber dann igelte sie sich plötzlich zu Hause ein. Dann gingen wir eine ganze Woche lang nicht vor die Tür, lasen, hörten Musik, tranken literweise Irish Coffee und fragten uns, ob wir nicht doch heiraten sollten. Ich war gespannt zu hören, wie es ihr seither ergangen war.

Sie kam wieder den Gang herunter, strich mit der Hüfte an meiner Schulter entlang und flüsterte mir ins Ohr, ich solle mit in die Pantry kommen. Als ich mich erhob, sah ich, daß mein italienischer Sitznachbar mich unter seiner Brille hervor scharf beobachtete. Ich zog eine Augenbraue hoch und fixierte ihn. Da spähte er hastig wieder in seinen *Oggi*, den er noch dazu verkehrtherum hielt. Wahrscheinlich konnte er nicht mal lesen. Die fünf Mannequins gaben sich ganz unbeteiligt und starrten wie Porzellanpüppchen aus dem Fenster. Ich folgte Jeanette. Unterwegs begegneten wir der anderen Stewardess,

die uns Platz machen mußte und gerne weggeschaut hätte. Was ihr zum Glück nicht gelang, so daß sie erneut rot wurde.

In der Pantry im hinteren Teil des Flugzeugs hatte Jeanette schon eine Flasche Cognac geöffnet und zwei Gläser bereitgestellt. Sie zog den Vorhang, der uns von den Passagieren trennen sollte, hinter uns zu.

»Ich hab' nur ganz kurz Zeit, Liebling. Ich muß gleich die Tablett wieder abräumen. Aber laß uns erst mal anstoßen.«

»Erst mal was anderes.« Ich küßte sie auf den Mund, länger, als man das vielleicht normalerweise tut. Sie machte sich sanft von mir los. In ihren Augen schimmerte etwas, das ich noch von früher her zu kennen meinte. Wir stießen an. Prost. Hennessy. Wir tranken gleichzeitig ex, ein altes Ritual zwischen uns.

»Erzähl, was hast du in Schweden getrieben?« fragte sie.

»Bäume gefällt.«

Sie nickte, als wäre es völlig normal, daß ein Texter aus Amsterdam in Schweden Bäume fällt ...

»Geht es dir jetzt wieder gut?«

»Besser. Hast du dich noch gelegentlich mit Annette getroffen?«

»Natürlich nicht«, entgegnete sie scharf. Sie goß die Gläser wieder voll und fragte: »Arbeitest du jetzt wieder in Amsterdam? Prost.«

»Prost.«

Ich saß auf einem kleinen Hocker, der zu niedrig für mich war, und meine Beine hatten in dem winzigen Stahlkabuff so wenig Platz, daß die Füße unter dem Vorhang hindurch in die Kabine ragten. Ich kam mir irgendwie unwirklich vor, als hätte ich die Hauptrolle in einem Film gespielt, den ich mir jetzt anguckte. Das kam wahrscheinlich vom Cognac, den ich nicht mehr gewohnt war, und ich hatte in der kurzen Zeit zwei

große Gläser davon runtergekippt. Ich hob den Kopf und sah meine Gegenspielerin lange an, bevor ich ihr antwortete.

»Ich weiß noch nicht. Ich werde wohl müssen, schätze ich. Aber große Lust habe ich nicht. Fürs erste reicht das Geld noch. Dann werden wir sehen. Wie gefällt dir die Fliegerei?«

»Ach«, sagte sie matt, »geht so. Ich würde gern aufhören, aber ein Jahr muß ich noch.«

»Willst du nicht endlich mal heiraten?« Ich wollte sie nur ein bißchen aufziehen, aber ich hätte das wohl besser nicht gesagt.

Sie leerte ihr Glas wieder in einem Zug, kramte in ihrer Schultertasche und zog eine Zigarette heraus. »Ich weiß nicht, Sid, ich weiß überhaupt nichts mehr«, sagte sie.

Ich gab ihr Feuer.

Wieder war mir, als spielte ich in einem Film. Während sie tief inhalierte, sagte sie noch einmal: »Ich weiß nicht.«

»Probleme?«

»Ach, Probleme. Ich bin einfach zuviel allein. Manchmal ist das alles ganz schön schwer.«

Angst vor dem Älterwerden, dachte ich ungalant.

Sie legte die Hand auf meine Schulter. »Ich hab' ein paar Tage frei. Kommst du morgen zum Essen zu mir?«

»Gern.«

»Hast du deine schönen Anzüge noch?« Sie blickte mit ironischem Grinsen auf die für mich einigermaßen unüblichen Klamotten.

»Die sind in Amsterdam, hoffe ich.«

»Dann schmeiß dich morgen in Schale. Ich habe eine tolle Wohnung. Wir trinken erst was, dann mache ich uns was Feines zu essen und dann ...«, sie zog geziert die Nase hoch, »... sehen wir weiter.«

Ich grinste. »Wo?«

»Herman Heijermansweg. Ich wohne zur Untermiete, aber

ganz schick. Meine Hauswirtin ist ziemlich spleenig.« Sie gab mir Adresse und Telefonnummer und erschrak plötzlich. »Ich muß weitermachen, Schatz«, sagte sie, während sie ihre Zigarette ausdrückte, »die Flasche kannst du mitnehmen.« Wir erhoben uns gleichzeitig und stießen in der kleinen Zelle zusammen. Ich hatte kurz Tuchfühlung mit ihrem straffen Körper während ihr Mund höchstens einen Dezimeter von meinem entfernt war. Mir wurde ganz heiß, und ich versuchte, mich auf eine Fliege zu konzentrieren, die hinter ihrem Kopf auf der Stahlwand herumkrabbelte.

»Wo wirst du wohnen, Sid?« Sie schien die Situation weniger prekär zu finden als ich.

»Fürs erste habe ich ein Zimmer im *Hotel Rex* an der Leidsegracht reserviert.«

Sie nickte. Dann nahm sie unvermittelt meinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte mich lange. »Fein, daß du wieder da bist, Sid«, sagte sie anschließend, drehte sich um und verschwand rasch in die Kabine. Ich nahm die Cognacflasche und mein Glas und ging hinter ihr her zu meinem Sitz zurück. Der Italiener tat, als schliefe er, aber in Wahrheit schielte er wieder zu mir herüber. Ich goß das Glas voll und bot es ihm höflich an. Erschrocken gab er einen lauten Schnarcher von sich. Die Mannequins sahen sich verwundert um. Ich prostete ihnen gönnerhaft zu und leerte das Glas in einem Zug. Sie mußten ein ganz klein wenig lächeln.

Sogar in Amsterdam war schönes Wetter. Von oben blendete Schiphol geradezu in der strahlenden Nachmittagssonne.

Um Punkt vier Uhr kam das Flugzeug auf der Landebahn zum Stehen. Es war windstill und schläfrig ruhig. Auf der Treppe verabschiedete ich mich von Jeanette. Sie nickte mir genauso unpersönlich zu wie den anderen Passagieren, das

gehörte offenbar zum Berufskodex. Ich zwinkerte ihr zu und formte mit den Lippen ein lautloses »bis morgen«, doch sie zeigte keinerlei Regung, und ich kam mir blöd vor.

Die reizende rothaarige Stewardess, die neben ihr stand, hatte es leider gesehen. Sie schmunzelte leise und machte es damit noch unangenehmer. Ich verließ das Flugzeug ohne eine Abschiedsgeste an sie. Diesmal wäre ich rot geworden – wenn das überhaupt noch gegangen wäre.

Der dicke Ordnungshüter an der Paßkontrolle studierte meinen Ausweis sehr eingehend, sah mich darauf prüfend an, schlug dann ein blaues Buch auf und suchte etwas darin. Es dauerte ziemlich lange. Die Leute hinter mir wurden ungeduldig und ließen erkennen, daß sie mich schon die ganze Zeit des Diamantenschmuggels oder dergleichen verdächtigt hatten. Aber schließlich nickte der dicke Bulle zufrieden. Ich wußte genau, was er in seinem Zauberbuch gefunden hatte. Ich hätte es ihm auch gleich selbst erzählen können, aber wer tut das schon.

J. STEFAN. J. für JORIS. Alias Sid. Zweieinhalb Jahre wegen Totschlags. Hat nach vorzeitiger Entlassung ohne Genehmigung das Land verlassen. Er machte eine Notiz und nickte mir, da sein gutes Gedächtnis ihn höchst zufrieden stimmte, wohlwollend zu.

»Sie kommen aus Schweden ...«, er zögerte kurz, »... Herr Stefan?«

»Das sehen Sie ganz richtig.«

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Sein Grinsen wurde säuerlicher. »Was haben Sie dort gemacht?«

»Holz gehackt.«

Er schaute erstaunt von meinem Paß auf, in dem als Beruf Texter angegeben war. »Wie lange wollen Sie diesmal in den

Niederlanden bleiben?« Als kehrte Lucky Luciano nach Italien zurück!

»Solange es mir gefällt.«

»Haben Sie Geld bei sich?«

»Aber gewiß.« Ich sagte das so geschwollen, weil ich aus Erfahrung wußte, daß sie dagegen allergisch waren.

Das Grinsen in seinem großsporigen Gesicht war inzwischen schmal wie ein Strich geworden. »Wieviel?«

»Das geht Sie gar nichts an«, sagte ich mit zu schriller Stimme, trat von einem Bein auf das andere und ruderte vermeintlich hilflos mit den Armen.

»Antworten Sie, sonst muß ich Sie leider separat verhören.«

Mit einem Mal zitterten mir die Knie. Ich preßte die Nägel in die Handballen und biß die Zähne zusammen. Ruhig, ganz ruhig, er macht nur seinen Job, ermahnte ich mich.

»Nun?« fragte er noch einmal und gab sich alle Mühe, mich aus seinen blaßroten Schweinsäuglein durchdringend anzusehen.

»Zehntausend Kronen, das sind etwa siebentausend niederländische Gulden, also um einiges mehr als Ihr Jahresgehalt.«

Er biß sich auf die Unterlippe und wurde blutrot. Für einen Moment sah ich ihn auf einer Schlachtbank liegen, während zwei Schlachter Presskopf und Sülze aus ihm machten.

»Wo werden Sie wohnen?« fuhr er fort.

»Das weiß ich noch nicht.«

»In welcher Stadt?«

»Auf jeden Fall in Amsterdam. Man hat mir eine Stelle als Polizeireporter bei einer Zeitung angeboten.« Ich konnte seinem Gesicht ansehen, daß er nicht wußte, ob er das glauben sollte.

»Sie hören noch von uns.«

»Gut möglich.«

Er schrieb sich noch etwas auf und sah mich betrübt an, als er mir danach meinen Paß zurückgab. Ich durfte weitergehen. Alles übrige verlief reibungslos. Ich nahm den Bus und holperte bis zur Endhaltestelle am Museumplein.

Drei Jahre lang hatte ich Amsterdam nicht mehr gesehen. Zwei davon war ich im Gefängnis gewesen und eines im Ausland. In diesen drei Jahren war ich ein anderer Mensch geworden. Ich war gespannt, was sich unterdessen in Amsterdam getan hatte.

Mit einem Stoß Zeitungen unter dem Arm, die ich im Kiosk des KLM-Gebäudes am Museumplein gekauft hatte, schlenđerte ich zum Leidseplein. Dabei fiel mir als erstes auf, daß um mich herum Niederländisch gesprochen wurde. Und als zweites, daß es so laut war. Die Leute redeten, nein schrien aus vollem Hals, Autofahrer hupten ungeduldig und dreist, Radfahrer fluchten, Drehorgeln quengelten, und über dieses Pandämonium donnerte ohrenbetäubend ein Düsenflugzeug hinweg. Amsterdam schien zur lärmendsten Stadt der Welt geworden zu sein. Aber vielleicht fiel mir das nur so sehr auf, weil ich gerade aus den schwedischen Wäldern kam.

Die Sonne lag noch auf den Terrassen vom *Lido* und, am äußersten Rand, vom *Americain*. Beide waren gerammelt voll. Aber ich ging weiter, denn ich hatte keine Lust, gleich am ersten Tag mit Bekannten konfrontiert zu werden. Eingangs der Leidsestraat sah ich ein, zwei neue Espressobars. Davor standen Grüppchen von Italienern, die sich lebhaft unterhielten. Es herrschte überhaupt ein lebhaftes Treiben, und ich sah viele ausländische Touristen. Die Stadt hatte, dem ersten, flüchtigen Blick nach zu urteilen, etwas Internationales und Beschwingtes angenommen, das früher meiner Meinung nach nicht dagewesen war. Aber vielleicht lag das auch am schönen Wetter.

Im Schaufenster von *Dikker en Thijs* Ecke Leidsestraat/Prin-

sengracht prangte wie eh und je ein verschwenderisches Sortiment an lukullischen Köstlichkeiten. Ich bog dort links ab und ging am mir nur allzu gut bekannten Gerichtsgebäude vorbei zur Leidsegracht. Dort war das gediegene, altmodische kleine Hotel, in dem ich von Stockholm aus ein Zimmer reserviert hatte. Ich kannte es von früher, weil ich dort manchmal Besuch untergebracht hatte. Ich hatte ganz in der Nähe gewohnt.

## 2

Im dunklen, niedrigen, nach Bohnerwachs riechenden Vestibül war es überraschend kühl. Der alte Herr an der Rezeption trug einen sogenannten Vatermörder. Vor ihm stand ein halbvolleres Glas Sherry, auf einem Beistelltisch in Reichweite eine volle Flasche und auf dem Boden daneben zwei leere. Mit Füllfederhalter trug er zittrig meinen Namen in ein Register ein, gab mir dann die Schlüssel und fragte, was ich zum Frühstück wollte. Da ich gerade Hunger bekam, gab ich eine umfangreiche Bestellung auf, Spiegeleier mit Speck, eine Kanne Kaffee, ein Glas Orangensaft, Toast und Marmelade.

Er notierte alles umständlich und sagte: »Ein englisches Frühstück, Mijnheer, sehr gesund und schmackhaft, wenn ich das sagen darf. Und den Orangensaft frisch gepreßt, wenn's recht ist?«

Ja, das war mir sehr recht. Weitere Fragen hatte er nicht. Wo mein Gepäck war oder wie lange ich zu bleiben gedachte, kümmerte ihn nicht, ihm lag lediglich die Qualität meines Frühstücks am Herzen. Hinaufbegleiten wollte er mich auch noch, aber das wimmelte ich ab. Ich würde es schon finden, beruhigte ich ihn. Als ich den vorsintflutlichen Fahrstuhl betrat, sah ich, daß seine Hand zum wartenden Sherryglas glitt, und da hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, wieder zu Hause zu sein.

Mein Zimmer war im zweiten Stock, nicht groß, aber mit einem komfortablen Bett, Blick auf die Gracht und Dusche – wenn auch mit kaum vorhandenem Wasserdruck. Ich blieb zwanzig Minuten unter dem spärlichen Strahl stehen und legte mich dann aufs Bett, um die Zeitungen zu lesen.

Um sieben Uhr trieb mich mein knurrender Magen aus dem Zimmer. Da meine Anzüge und alle anderen Klamotten noch

bei Annette waren, mußte meine Holzfällerkluft wohl oder übel für einen weiteren Abend herhalten.

Der alte Herr unten nickte mir verträumt zu. Er spielte mit einem Zigarrenetui, und vor ihm lag die Abendzeitung. Sein Sherryglas war gut gefüllt. Draußen wurde es schon langsam dunkel. Die Leute saßen noch im Freien oder an den geöffneten Fenstern der vornehmen Grachtenhäuser. Neben dem Hotel auf dem Gehsteig hockte ein nackter kleiner Junge in einer Waschschüssel und spielte mit seinen Bötchen. Die Eltern saßen schmunzelnd daneben.

Es war schwülwarm, ein Gewitter hing in der Luft.

Ich ging automatisch Richtung *Hoppe*. Das *Hoppe* am Spui ist eines der zwanglosesten alten Lokale Amsterdams. Am gleichen Ort hat es seit Jahrhunderten immer schon eine Gastwirtschaft gegeben. Und ich finde es irgendwie beruhigend zu wissen, daß Generationen von Menschen sich hier haben volllaufen lassen und die Welt sich trotzdem weiterdreht, wie immer man auch darüber denken mag. Früher hatte ich direkt beim *Hoppe* um die Ecke gewohnt und war hier Stammgast gewesen. Ich hatte eine Dachgeschoßwohnung am Singel ergattert und sie mit allem Komfort, Badezimmer, Dachterrasse und so, ausbauen lassen. Drei Jahre hatte ich dort gewohnt, zwei davon mit meiner Frau Annette. Ich arbeitete damals hart und verdiente viel. Wir fuhren einen DS, und Annette besaß noch einen 2CV. Ich arbeitete freiberuflich und konnte mir die Zeit nach eigenem Belieben einteilen. Wir lebten gut und verreisten oft. Immer mal wieder gönnten wir uns zwei Wochen Auszeit am Lago Maggiore oder auf Mallorca oder im Winter beim Skilaufen.

Bis zu jenem Abend. Ich saß zu Hause und arbeitete. Annette war irgendwohin besuchen gegangen und mußte jeden

Moment wieder zu Hause sein. Ich wartete eigentlich auf sie, denn ich wollte noch auf ein Glas ins *Hoppe*. Es war ein schwüler Sommerabend, das Fenster stand offen, draußen war es still. Plötzlich hörte ich Annette schreien. Ich rannte ans Fenster und sah, wie sie von einem Kerl niedergeschlagen wurde. Dann warf er sich auf sie und traktierte sie mit seinen Fäusten. Ich hörte ihr Wimmern.

Ich weiß nicht mehr, wie ich die vier steilen Treppen runtergekommen bin, aber mit einem Mal stand ich unten auf der Straße. Annette lag einige Meter weiter weg regungslos auf dem Boden, ein paar Gaffer guckten aus sicherer Entfernung zu, der Mann war schon fast an der nächsten Ecke.

Ich weiß auch nicht mehr, warum ich nicht zuerst zu Annette gegangen bin, das hat man mir später vor Gericht angekreidet, ich weiß nur noch, daß ich dem Typ unter heiserem Geschrei hinterher bin. Die Gaffer haben später erklärt, ich hätte in einem fort *tot, tot, tot* gebrüllt, aber ich habe keine Ahnung, was ich damit meinte.

Auf einer Brücke holte ich ihn ein, packte ihn in vollem Lauf bei der Schulter und riß ihn herum. Sein Gesicht war kreideweiß, wie vermutlich auch meines und das von Annette, und seine Stirn schweißnaß. Während er *nein, nein, nein* stammelte, traf ihn mein erster Schlag auf den Mund. Er flog gegen das Brückengeländer und sackte dort jaulend in sich zusammen. Ich schlug erneut zu und schlug weiter, bis er keinen Mucks mehr von sich gab und ich von anderen festgehalten und zu Boden gedrückt wurde.

Er war tot. Annette mußte mit schweren inneren Verletzungen ins Krankenhaus. Und ich wanderte in Untersuchungshaft.

Es folgte ein Prozeß, der die Gemüter erregte. Der Mann, den ich erschlagen hatte, war nach Aussagen seiner Angehörigen

gen und seines gesamten Bekanntenkreises ein unbescholtener Lebensmittelhändler gewesen, und niemand konnte sich vorstellen, was ihn dazu hätte veranlassen sollen, Annette erst durch die halbe Stadt zu verfolgen und dann an der dunklen Gracht über sie herzufallen. Seine Witwe erklärte weinend, daß er niemals zu so etwas imstande gewesen wäre, und schrie mich an, daß ich ein Mörder sei – was ich nicht leugnen konnte. Zum Glück gab es genügend Zeugen, die gesehen hatten, wie er Annette attackiert hatte. Geholfen hatte ihr natürlich keiner, denn alle waren, wie sie dem Richter beteuerten, davon ausgegangen, daß es sich um einen »normalen Ehekrach« handelte. Offenbar war es für diese Leute völlig normal, daß ein Mann seine Frau niederschlägt und vertrimmt! Es kam zu einem zähen Tauziehen zwischen dem Staatsanwalt und meinem Verteidiger, und am Ende wurde ich zu zweieinhalb Jahren Gefängnis wegen Totschlags verurteilt. Der Richter erklärte noch, daß ich mir mit meiner gleichgültigen Haltung während des Prozesses sämtliche Sympathien verscherzt hätte, worauf ich erklärte, daß mir sein Geschick herzlich egal sei.

Ich hatte mich vom ersten Tag der Untersuchungshaft an stark verändert. Für nichts hatte ich mehr Interesse. Alles, was einen Menschen normalerweise antreibt, Selbstachtung, Selbstbeherrschung, Egoismus, Haß, Melancholie und so weiter, kam mir abhanden. Bis mir schließlich der ganze Joris, alias Sid, Stefan schnuppe war. Ich verfolgte zwar aufmerksam, wie er im Untersuchungsgefängnis malträtiert wurde und wie man ihn vor Gericht wie einen Spielstein hin und her schob, aber es tangierte mich nicht. Es war, als beträfe das alles jemand anders. Ich konnte mich zwar aufregen, wenn der Staatsanwalt wieder mal mit gewiefter Miene meinen wüsten Lebenswandel und mein aufbrausendes Temperament anführte, die der An-

passung an unsere zivilisierte Gesellschaft bedürften, aber ich tat das, weil jemand anderem, einem Dritten, Unrecht getan wurde, nicht mir selbst.

Was diese Veränderung ausgelöst hatte und was da ablief, könnte ich nicht erklären, vielleicht geht es jedem so, der entdeckt, daß man als Mensch nicht lebt, sondern gelebt wird.

Sieben Monate lang hatte ich Speichen in Fahrradreifen gesetzt und Plastikspielzeug sortiert, und alle vierzehn Tage hatte Annette mich besucht. Als sie zum fünfzehnten Mal kam, bat sie mich, in die Scheidung einzuwilligen. Sie habe seit einiger Zeit ein Verhältnis mit Peter, gestand sie, und sie hätten keine Lust mehr auf die ewige Heimlichtuerei.

Peter war ein Freund von mir und wie ich Texter, kein so guter, aber immerhin passabel. Wir hatten früher, in unserer Junggesellenzeit, oft zusammen Urlaub gemacht und beruflich bei mehreren Werbeprojekten zusammengearbeitet. Er ging bei uns ein und aus – offensichtlich auch noch, als ich im Gefängnis saß.

Natürlich willigte ich ein, was blieb mir auch anderes übrig. Ich mußte noch fast zwei Jahre absitzen, und Hörner hatten sie mir ja sowieso schon aufgesetzt.

Wegen guter Führung kam ich ein halbes Jahr früher raus und setzte mich, obwohl ich das Land eigentlich noch nicht verlassen durfte, gleich am nächsten Tag nach Südspanien ab, wo ich den Winter in einem kleinen Ort am Meer verbrachte. Ich versuchte, ein Buch über meine Zeit im Knast zu schreiben, aber ich brachte nur larmoyanten Käse zustande, was ich wenigstens rechtzeitig einsah. Als meine Ersparnisse erschöpft waren, trampelte ich ans entgegengesetzte Ende von Europa, nach Schweden. Der Rest ist bekannt. Als Holzfäller hatte ich ganz gut verdient, zumal man in den Wäldern dort kaum was

ausgeben konnte. Fast mein ganzes Geld war auf ein Bankkonto in Stockholm gewandert, so daß ich jetzt über zehntausend Kronen verfügte.

Man sagt ja, daß ein Verbrecher immer an den Ort seines Verbrechens zurückkehrt, und daran könnte durchaus etwas Wahres sein. Ich schaute zu meiner Dachgeschoßwohnung hinauf und sah, daß dort Licht brannte.

Annette und Peter saßen wahrscheinlich beim Abendessen oder gönnten sich einen guten Schluck, während sie meine Platten hörten.

Wir hatten vereinbart, daß sie hier wohnen bleiben konnten, bis ich zurück war. Jetzt würden sie schleunigst ausziehen müssen, so leid mir das tat. Ein komisches Gefühl, wenn man sozusagen als Außenstehender auf sein eigenes Heim blickt. Schön ist das nicht. Ich ging schnell weiter, um die nächste Ecke, am *Hoppe* vorbei. Rein wollte ich nicht, denn da waren immer irgendwelche Leute, die ich kannte, und ich wollte noch niemanden sehen. Über Spui und Rokin und dann an der Amstel entlang ging ich zum Rembrandtsplein, wo ich mich schließlich in einem Straßencafé niederließ. Die Stadt wirkte viel belebter als vor drei Jahren, die Leute kleideten sich endlich etwas besser und sahen fröhlicher aus, die Stimmung war schon fast frivol. An den Straßencafés vorbei promenierte ein stetiger Menschenstrom, manche Leute sah ich mindestens zehnmal vorüberkommen. Seltsamerweise flaniert man in Amsterdam nicht wie im Süden, um gesehen zu werden, sondern um zu sehen, wer denn so im Straßencafé sitzt, und wer im Straßencafé sitzt, will gesehen werden.

Ich bestellte ein großes Pils, das erste seit ich weiß nicht wie lange. Es war der reinste Nektar. So saß ich denn wie ein schwedischer Holzfäller mit einem Pils in der Hand und einer

Zigarette zwischen den Lippen in einem Amsterdamer Straßencafé. Ein Fremder in meiner eigenen Stadt. Außer Jeanette wußte kein Mensch, daß ich wieder da war. Ich paffte meine Zigarette, betrachtete die Mädchen, die vorüberspazierten und herüberschielten, und dachte darüber nach, was ich jetzt eigentlich machen wollte.

Irgendwie würde ich mich doch wieder eingliedern müssen, wahrscheinlich wollte ich auch wieder an mein früheres Leben anknüpfen, aus dem Grund war ich ja wohl nach Amsterdam zurückgekehrt.

Aber wie? Indem ich wieder arbeitete? Werbetexte für Zahnpasta schrieb? Zum Zigarettenabsatz beitrug? Socken anpries? Etwas anderes hatte ich ja nicht gelernt. Vielleicht kein besonders ehrenwerter Beruf, aber wenigstens etwas, was Geld einbrachte. Ich beschloß, am nächsten Morgen erste geschäftliche Kontakte aufzunehmen. Nach einem zweiten Pils ging ich in einen Imbiß im Halvemaansteeg um die Ecke und aß eine Kleinigkeit. Gegen halb zehn stand ich wieder draußen, gesättigt, aber jetzt mit einem anderen, ungezügelter, jugendlichen Hunger im Bauch. Es wurde Zeit, daß ich auch den endlich stillte. Nach anfänglichem Zögern entschied ich mich, meinen Besuch bei Jeanette um einen Tag vorzuverlegen. Mehr als nein sagen konnte sie schließlich nicht.

Sogar das piekfeine Apollo-Viertel hatte an diesem schwülen Septemberabend etwas Geselliges. Auch hier flanierten viele Menschen auf den Straßen, vor allem halbe Kinder zwischen fünfzehn und zwanzig, die sich, symbolträchtig an Eislollis leckend, in großen Gruppen aneinander vorbeischieben und ganz offensichtlich genau wie ich mit dem Ruf der Natur zu kämpfen hatten. Dem Aussehen nach mußten manche von ihnen mit Leuten verwandt sein, die ich früher gekannt hatte.

Vielleicht Geschwister oder sogar Kinder früherer Klassenkameraden.

Ich war in diesem Viertel aufgewachsen und zur Schule gegangen. Jede Straße war mit Erinnerungen verbunden. Dort wohnte mein alter Zahnarzt, dort war die Kirche, in der meine Schwester zum Konfirmandenunterricht gegangen war, von dem Tabakhändler da hatte ich immer die leeren Zigarrenkistchen bekommen. Er stand gerade vor seinem Ladeneingang und rauchte. Alt war er geworden. Wir sahen einander einige Sekunden lang eindringlich an, vielleicht erkannte er mich ja, aber er grüßte nicht.

Was mag die vermögenden Amsterdamer in den dreißiger Jahren nur dazu veranlaßt haben, sich in so eine grausige Gegend zu verkriechen? Wer zog denn freiwillig in solche Pfefferkuchenhäuschen, und welcher Architekt hatte bloß diese monströsen, tristen, grauen Wohnblocks auf dem Gewissen?

Dennoch hatte auch diese Ausgeburt bürgerlichen Einfallsreichtums auf die Dauer ihren eigenen Charakter entwickelt, und das vor allem dank der Zusammensetzung der Bewohner. Hier gab es ein einträchtiges Nebeneinander von jüdischen Immigranten und alten Nazis. Das Straßenbild beherrschten Stewardessen, Mannequins und Sekretärinnen, während die Häuser in erster Linie von Neurologen und Hautärzten bewohnt zu sein schienen.

Ich sah mich selbst wieder durch diese Straßen laufen, als kleiner Junge, ungeheuer blond, mit grimmigen schwarzen Augen, still und zurückgenommen – und hitzköpfig. Von allen alten Damen vergöttert und geherzt, aber ohne Freunde, denn die anderen Kinder hatten Angst vor mir. Und dann, einige Jahre später, als ich aufs Gymnasium ging: ein übermütiger Großkotz, der bei den Mädchen ankam und das zu früh aus-

zunutzen wußte, zum Schrecken ihrer Eltern – und der Mädchen selbst. Ich war der Kapitän der Hockeymannschaft, der beste Tennisspieler, schnellste Schwimmer und beste Schüler der Klasse und ein unheimlicher Rüpel, der keine Hemmungen hatte, jedem gleich auf die Fresse zu hauen. Wieder ohne Freunde.

Kurz vor dem Abitur war ich meine Rolle als Klassenprimus plötzlich so leid, daß ich der Schule den Rücken kehrte. Ich zog durch die Kneipen im Stadtzentrum, und es dauerte nicht lange, bis ich mir auch dort meinen Platz erobert hatte, diesmal ohne daß ich es wollte. Mit nicht mal achtzehn ging ich auf wilde Partys, wo mich die Männer als Maskottchen und die Frauen als interessantes Verführungsobjekt betrachteten.

Als ich die große Brücke am Apollo-Pavillon erreicht hatte, auf die auf der einen Seite die Bernard Zweerskade mündet und auf der anderen der Herman Heijermansweg, blieb ich verblüfft stehen. Hier hatte es sich in den vier oder fünf Jahren, die ich nicht mehr da gewesen war, total verändert. In diesem Viertel hatten zwar schon immer sehr reiche Leute in riesigen Villen gewohnt, aber früher, in meiner Kindheit, war das hier noch richtiger Stadtrand gewesen, mit grasüberwucherten Branchen zwischen den Häusern und wilden Müllabladepätzen da und dort. Jetzt erhoben sich im Hintergrund, jenseits des Beatrixparks, die schwarzen Schemen aus dem Boden gestampfter Hochhäuser vor dem violetten Gewitterhimmel.

Parallel zum Herman Heijermansweg (warum muß eigentlich ausgerechnet diese protzige Villenstraße an den alten Sozi erinnern?) verlief eine Fahrrinne, die Boerenwetering, die inzwischen nicht mehr benutzt zu werden schien. Der Damm, der sie durchschnitt (auf seiner einen Seite stand das Wasser auf Amsterdamer Pegel, also Normalnull, auf der anderen auf

dem Pegel des umliegenden Polderlands), lag als Ruine aus Schrott und morschem Holz in dem verdreckten, trüben Wasser, das von Entengrütze und Schilf starrte. Einst hatte man hier die Boote der Gemüsebauern herübergezogen, und als Kinder hatten wir den Damm geliebt, weil man von dort so gut angeln konnte – nur beim Schlittschuhlaufen war er ein echtes Hindernis. Am anderen Ufer der Boerenwetering verlief die Haringvlietstraat, wo man kapitale Villen aus Glas und Beton in die Lücken zwischen den älteren Häusern gesetzt hatte, allerdings mit winzigen Gärten drum herum, denn in den Niederlanden herrscht nun mal Platzmangel.

Hier war Totenstille auf der Straße, Reiche-Leute-Stille. Hinter den geöffneten Fenstern eines Glashauses sah ich einen Mann und eine Frau wie stumme Fische in einem riesigen Aquarium dasitzen. Sie hatten jeder ein überdimensionales Cocktailglas in der Hand, das sie langsam schwenkten. Ich hörte das Eis in den Gläsern klimpern. Mir lief ein kalter Schauer den Rücken hinunter, und erneut hatte ich das eigenartige Gefühl, wieder zu Hause zu sein. Mit »zu Hause« meine ich das Klima, in dem ich aufgewachsen bin. Diese beiden stummen Menschen in ihrem Glaskasten, der Griff des alten Mannes zu seinem Sherryglas, das waren für mich Symbole für eine Welt, die ich zwar längst und für immer verlassen hatte, die aber dennoch unauslöschlich in meiner Erinnerung weiterleben würde.

Das Haus, in dem Jeanette wohnte, war ein Doppelhaus, aber eines von der ganz großen Sorte. Links und rechts waren die Garagen und daneben und darüber die beiden Wohneinheiten mit mehreren Terrassen und Balkons. Jede erstreckte sich über drei Etagen und hatte mindestens acht Zimmer. Links war alles dunkel und in den ersten beiden Etagen rechts auch, aber dar-

über brannte Licht, das durch Vorhänge mit einer Art buntem Schottenkaro fiel. Ich ging automatisch davon aus, daß hier Jeanette wohnte.

In der Tat war neben die obere der beiden Klingeln an der gläsernen Haustür ein gedrucktes Kärtchen gepinnt, auf dem Jeanette van Waveren stand. Mit Kugelschreiber hatte sie darunter vermerkt: wg. Post bitte nicht klingeln!

Eine Sekunde bevor mein Finger den Klingelknopf berührt hätte, ging im Hausflur das Licht an. Ich brach die Bewegung ab, um zunächst abzuwarten, was passieren würde, vielleicht kam Jeanette ja gerade runter oder so. Durch die Gardine, die auf der Innenseite der Tür angebracht war, konnte ich einen weitläufigen, weiß getünchten und mit Parkett ausgelegten Eingangsbereich erkennen, von dem mehrere Türen abgingen. Rechts führte eine breite Treppe nach oben, die mit einem dicken, cremegelben Läufer bekleidet war.

Wenige Sekunden später sah ich im äußersten Winkel meines Blickfelds ein Paar schwarzer Schuhe die Treppe herunterkommen, gefolgt von einem Paar Beinen, einem bläulichen Anzug und schließlich einem Gesicht darüber. Einem Gesicht, das ich irgendwoher kannte, aber nicht gleich unterbringen konnte, bis mir schockartig aufging, daß es mein italienischer Sitznachbar aus dem Flugzeug war. Eilig nahm er die letzten Stufen und kam auf die Haustür zu.

Mit einem großen Satz war ich von der Eingangstreppe runter und mit einem zweiten um die Hausecke, wo ich ein schützendes Mäuerchen fand. Kurz darauf hörte ich, wie die Eingangstür zuschlug und sich jemand mit energischen kleinen Schritten vom Haus entfernte. Eine Autotür wurde geöffnet und wieder zugeschlagen, zwei Scheinwerferlichter bohrten sich in die dunkle Straße, ein Motor sprang an, und kurz darauf schnurrte ein DS schnell auf und davon. Ich hatte gerade

noch den Italiener am Steuer sitzen sehen können, mit den blinkenden Goldzähnen im halbgeöffneten Mund.

Was hatte der Typ hier verloren? Wie zum Teufel war er in Jeanettes Haus gelangt? Ich war aufgebracht und zugleich ein bißchen beunruhigt. Das gefiel mir ganz und gar nicht. Solche häßlichen Zwerge hatte Jeanette doch wohl nicht nötig!

Ich wartete noch fünf Minuten in meinem Versteck. Es stank süßlich nach Hundescheiße, und ich hoffte, daß ich nichts davon an den Schuhen hatte. Als sich nach zwei Zigaretten noch nichts getan hatte – weder war das Auto wiedergekommen, noch hatte jemand das Haus verlassen –, fand ich, daß genügend Zeit verstrichen war, um klingeln und ganz unschuldig nach oben gehen zu können. Es dauerte ziemlich lange, bis Jeanette die Tür aufspringen ließ.

»Wer ist da?« rief sie von oben.

Ich zog die Tür hinter mir zu und ging unverdrossen weiter. Auf halber Treppe sagte ich: »Ich.«

Sie fiel aus allen Wolken. »Was machst du denn hier?«

Ich lächelte charmant. »Freust du dich nicht, mich zu sehen?«

»Ich lag schon im Bett.« Sie sagte offenbar die Wahrheit, denn sie hatte sich einen weißen Bademantel übergestreift, den sie sorgsam mit beiden Händen zuhielt.

»Hast du schon geschlafen?«

»Mehr oder weniger.«

Während ich weiter die Treppe hinaufging, fragte ich: »Aber ein Gläschen in Ehren wirst du mir doch nicht verwehren?«

»Ich hatte dich für morgen eingeladen.«

Es reizte mich, sie ein bißchen zu ärgern, so wie ich es auch mit den Bullen am Flughafen getan hatte. »Ach, komm. Ich war zufällig in der Gegend.«

»Ja, ja«, lästerte sie mürrisch und gab sich alle Mühe, mög-

lichst schläfrig aus den Augen zu schauen. Ich schob sie sanft in ihr Apartment, in dessen geöffneter Tür sie gestanden hatte.

»Ein Gläschen, dann bin ich wieder weg. Ich wollte nur mal gucken, wie du so wohnst.« Ich machte die Tür hinter mir zu und sah mich um. Sie bewohnte zwei große, ineinander übergehende Zimmer. Sehr geschmackvoll, sehr teuer. Die Einrichtung war überwiegend in den vier Farbtönen Weiß, Schwarz, Elfenbein und Meergrün gehalten. Auf der einen Seite war ein großer offener Kamin, und davor standen zwei tiefe, schwarze Ledersofas und ein niedriger, länglicher Steintisch, bedeckt mit Büchern und Zeitschriften, zwischen denen ein wenig verloren zwei antike, geschliffene Champagnergläser standen. Die Wände waren elfenbeinfarben gekalkt, und eine Wand wurde gänzlich von einer Konstruktion aus glänzend lackierten Eichenholzborden eingenommen, auf denen Bücher und eine kleine Antiquitätensammlung untergebracht waren. Davor stand ein Bett, das offenbar zwischen die Bücherregale geklappt werden konnte, denn der Platz dafür war ausgespart. Jetzt aber war das Bett heruntergelassen und die Bettdecke zurückgeschlagen. Neben dem Bett führte eine Tür in der Bücherwand, die halb geöffnet war, in ein Badezimmer. Das ganze Apartment war mit meergrünem Teppichboden ausgelegt. Im kleineren hinteren Zimmer, wo nur eine Stehlampe in einer Ecke brannte, war längs der Wand sehr trickreich eine Art Bar eingerichtet, die in eine Kochnische überging. Im vorderen Zimmer brannten einige mit Bedacht ausgewählte Lampen nebst einer indirekten Deckenbeleuchtung. Vor den Fenstern hingen die Vorhänge mit dem Schottenkaro, die ich schon von draußen gesehen hatte. Eine Wand schmückte ein abstraktes Gemälde – ich hatte jetzt keine Zeit, mich näher damit zu befassen –, die anderen Wände waren nackt. Aber mehrere mit großen Blumensträußen gefüllte Vasen verliehen

dem Apartment dennoch eine warme Atmosphäre. Es war insgesamt spärlich möbliert, nirgendwo stand etwas Überflüssiges herum. Das hatte für niederländische Verhältnisse schon ungewöhnlich viel Chic, auch wenn es nicht mein Geschmack war.

»Sehr schön, Jeanette, sehr schön.«

Sie nickte, das hatte sie schon so oft gehört. »Was möchtest du trinken?« fragte sie, während sie an die Bar trat.

»Gern einen Bokma.«

»Genever hab' ich nicht«, sagte sie schnippisch.

»Dann Whisky pur, ohne Eis.«

Sie schenkte mir einen Daumenbreit Johnny Walker ein, sie selbst nahm nichts. Ich setzte mich auf eines der beiden Ledersofas, zündete mir eine Zigarette an und streckte die Beine aus. Während sie mit dem Glas Whisky zu mir herüberkam, sagte sie: »Ich möchte bald schlafengehen, Sid, ich bin todmüde.«

Sie ließ sich auf dem Sofa mir gegenüber nieder, wobei sie ihren Bademantel nach wie vor prüde zuhielt, und gähnte.

Ich trank mein Glas in einem Zug leer, es war ja eh kaum der Mühe wert, drückte meine Zigarette wieder aus und sprang vom Sofa auf.

»Gut, Schatz«, sagte ich und guckte dabei freundlich ergeben, als verstünde ich sie nur zu gut. Ich ging zu ihr hinüber, sie hob den Kopf, und ich küßte sie auf den Mund. Ihre Lippen schmeckten nach Whisky, sie hatte schon getrunken. Jetzt, da sie wußte, daß ich ging, wurde sie ein bißchen netter. Sie hielt die Augen geschlossen und biß mich sanft in die Unterlippe.

»Bis morgen, Sid, da habe ich den ganzen Abend Zeit für dich.«

»Fein, Schatz«, erwiderte ich und fragte, sie liebevoll am Ohr läppchen zupfend, mit bühnenreifer Beiläufigkeit in der Stimme und einem seligen Lächeln auf dem Gesicht: »Wie heißt eigentlich dieser schmierige Italiener aus dem Flugzeug,

der vorhin von hier weggegangen ist?« Ich war ihrem Gesicht so nah, daß ich die kleinste Reaktion von ihr studieren konnte. Sie erstarrte fast unmerklich und hielt die Luft an.

»Was hast du gesagt?« fragte sie, um Zeit zu gewinnen. Sie öffnete langsam und schläfrig die Augen und ließ erst dann den angehaltenen Atem geräuschvoll durch die Zähne entweichen.

»Du hast mich ganz genau verstanden.«

Völlig unerwartet schnellte sie hoch und stieß mich hart gegen die Brust, so daß ich ein paar Schritte zurück machen mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Arrogant zog sie eine Augenbraue hoch und stemmte die Hände in die Seite, was den schönen Nebeneffekt hatte, daß sich ihr Bademantel öffnete. In dieser Haltung sah sie mich kurz mit zusammengepreßten Lippen an und sagte dann langsam, mit unüberhörbarer Drohung in der Stimme:

»Was geht dich das an?«

»Ich sah ihn zufällig nach draußen kommen. Im Flugzeug schienst du ihn noch nicht zu kennen.«

»Was spionierst du hier herum?«

»Ich spioniere nicht, ich wollte dich besuchen.«

»Mein lieber Sid, ich möchte dir dringend raten, dich nicht in meine Angelegenheiten einzumischen! Das könnte böse für dich ausgehen.«

Ich lachte hämisch, das machte mich jetzt wirklich fuchsig. »Wieso, Jeanette? Muß ich mich etwa vor deinem Zuhälter in acht nehmen?«

Sie zog die Stirn kraus. »Wie soll ich das verstehen?«

»Du gehörst doch hoffentlich nicht zum Verein derer, die auf heimlich zugesteckte Angebote eingehen, Jeanette, oder? Läßt du dir diesen ganzen Luxus hier etwa von solchen schmierigen alten Knackern bezahlen? Von deinem Stewardessengehalt wirst du das ja wohl kaum können, oder?«